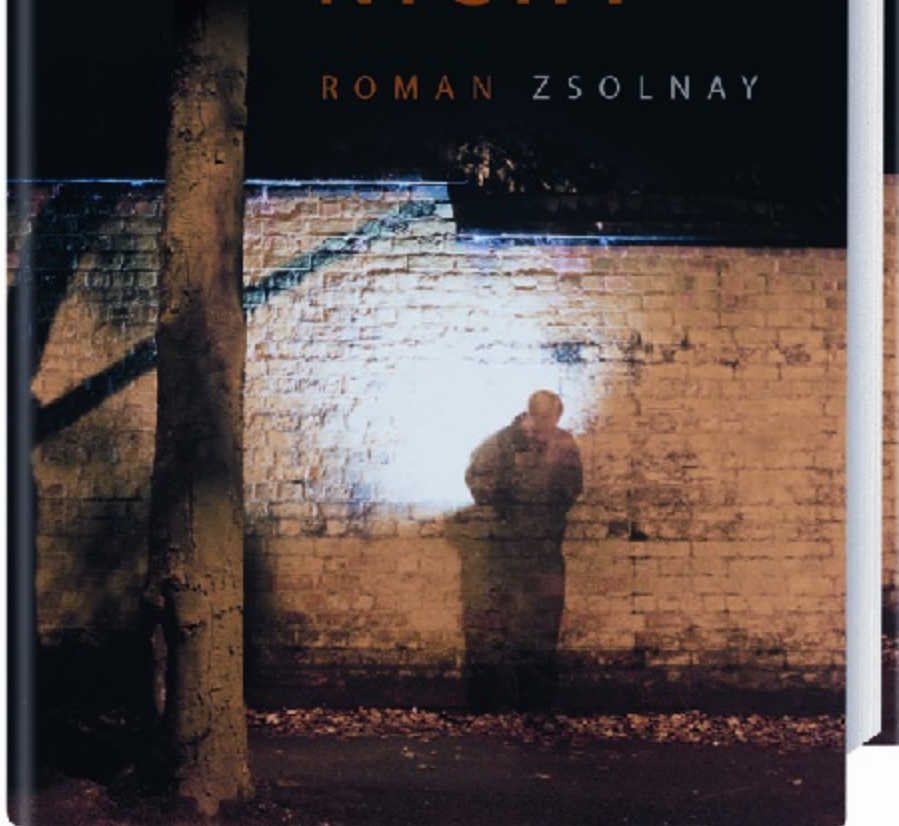


FRIEDRICH ANI

TOTSEIN
VERJÄHRT
NICHT

ROMAN ZSOLNAY



übereinandergeschlagen. Für ihre breiten Hüften und ihre stämmige Figur war der Kittel eine Nummer zu klein. Sie wirkte nicht dick, eher kraftvoll, dennoch lag in ihren Augen ein Ausdruck von Resignation und Ratlosigkeit. Sie versuchte ihre Empfindungen zu kontrollieren, doch das gelang ihr nur in Momenten angestrenzter Konzentration.

»Nein«, wiederholte sie. »Herr Rost und ich haben nicht geheiratet, und das werden wir auch nicht tun. Warum setzen Sie sich nicht?«

Sie waren im Tiefparterre. Den Weg hatte Fischer sofort gefunden, auch wenn er den Gang, auf dem das Raucherzimmer war, nicht kannte. Er kannte andere Gänge im Tiefparterre.

»Ich bleibe nicht lang«, sagte er.

Sie rauchte, blickte angespannt vor sich hin, lehnte sich gegen die Tischkante. »Ich wollt schon gestern kommen, meine Mutter ließ mich nicht gehen. Sie hat Atembeschwerden, zu hohen Blutdruck, Herzrasen. Sie hat Angst, auf die Straße zu gehen. Sie hat überhaupt nur noch Angst. Sie glaubt, jemand trachtet ihr nach dem Leben. Wie sie da draufkommt, weiß ich nicht. Sie ist nicht wirklich körperlich krank, sie nimmt Medikamente, schon seit Jahren. Sie ist einfach immer zu viel allein gewesen. Ihr Leben lang. Sie war verheiratet, fast dreißig Jahre, er war Monteur. Er war bei der Partei. Bei der Stasi war er auch, das haben wir nach der Wende erfahren. Er war dann auch gleich weg, zog nach Hamburg, wollte auf einer Werft arbeiten. Meine Mutter blieb in Weimar, hat nichts mehr von ihm gehört. Ich hätt sie mitgenommen in den Westen. Sie blieb lieber allein zurück. Sie war auch schon vorher allein. Solche Menschen gibts. Die haben eine Familie und gehören doch nirgends dazu.«

Sie sah Fischer an. »Ich hätt Robert geheiratet, wenn er mich gefragt hätt. Hat er nicht getan. Der Ringo. Er hat sich verdrückt, als Scarlett zwei war. Das Kind war ihm zu viel. Zu viel Mensch auf einem Haufen. Und dauernd da, so ein Kind. Tag und Nacht. Ich weiß nicht, wo er inzwischen wohnt. Hat nie einen Pfennig bezahlt. Keinen Pfennig, keinen Cent. Bin ich eben allein geblieben, wie meine Mutter. Das geht. Ich bin gelernte Krankenpflegerin, ich beherrsche meinen Beruf, auch wenn sie mich hier rauskeln wollen. Die denken nämlich wie Sie: dass ich was mit dem Verschwinden meiner Tochter zu tun hab, dass ich sie umgebracht oder verkauft hab. Das seh ich denen an der Stirn an. Seit sechs Jahren denken die das. Ich war vorher im Harlachinger Krankenhaus, da haben das auch alle gedacht. Hier in Großhadern sind sie bloß höflicher, weil sie mich brauchen. Noch.«

Sie drückte die Zigarette aus. »Und jetzt tauchen auch noch Sie auf, und alles fängt wieder von vorn an. Nicht mit mir, da haben Sie sich verrechnet, mich kriegen Sie nicht mehr auf die Anklagebank.«

»Sie waren nicht angeklagt«, sagte Fischer.

»Nein?« Sie unterdrückte ein höhnisches Lachen. »Haben Sie damals keine Zeitungen gelesen? Haben Sie verdrängt, wie Sie und Ihre Kollegen mich behandelt haben? Die

Nachbarn? Die Leute auf der Straße? Ich war die verantwortungslose Mutter mit dem schlechten Lebenswandel. Ich war der letzte Dreck, weil ich angeblich, anstatt mich um meine Tochter zu kümmern, mit Männern ins Bett geh und mich rumtreib. Mein Foto war in den Zeitungen. Wenn ich geheult hab, hieß es, ich tu bloß so. Wenn ich mit niemand sprechen wollt, hieß es, ich hab was zu verbergen. Ich war Freiwild. Und ihr habt nichts dagegen getan, ihr habt mich nicht beschützt, ihr habt gewartet, dass ich endlich auspack und gesteh. Hab ich gestanden? Habt ihr mich so weit gebracht, dass ich alles sag, was ihr von mir wollt? Mich kriegt niemand klein. Da können Sie noch so lang da stehen und auf mich runterschauen. Dagegen bin ich immun.«

»Ich schaue nicht auf Sie runter«, sagte Fischer. »Ich will verstehen, warum Ihre Tochter, falls sie tatsächlich noch lebt, keinen Kontakt mit Ihnen aufnimmt.«

»Das ist leicht zu verstehen. Meine Tochter lebt nicht mehr.«

Sie senkte den Kopf, verharrte, leckte sich die Lippen. Eine Minute verging mit nichts als den gedämpften Stimmen vom Flur, dem fernen Klappern von Geschirr, dem Geräusch des Windes. Fischer hätte noch lange zuhören können.

»Ich werd weggehen«, sagte Michaela Peters, ohne den Kopf zu heben. »Er wird ausrasten. So ist er. Er ist schon bei Scarlett immer ausgerastet, wenn sie geschrien oder was getan hat, was er nicht wollt. Da war sie noch im Kindergarten. Er ist halt etwas selbstgefällig, er setzt sich gern durch, egal, ob er im Recht ist oder nicht. Wahrscheinlich braucht er das. Hat mich nie gestört. Ich geh nicht wegen ihm weg.«

Sie wartete auf eine Reaktion, aber Fischer hob nur den Kopf. Nicht wegen ihr, das glaubte sie nur, sondern wegen einer Stimme draußen auf dem Flur. Sie kam ihm vertraut vor. Dann nicht mehr.

»Ich zieh zu meiner Mutter«, sagte Michaela Peters. »Die hat eine große Wohnung, vier Zimmer, hell, luftig, gleich beim Park. In der Nacht hört man die Ilm plätschern. Wie früher, als ich klein war. In Weimar kann ich meinen Beruf genauso ausüben, und es redet niemand schlecht hinter meinem Rücken. Ich fang noch mal von vorn an. Kann sein, dass ich mir das nur einbild. Ist eine schöne Einbildung. Verboten? Nein. Ist erlaubt. Oder nicht?«

»Ja«, sagte Fischer.

»Ja. Und ich werd für mich bleiben. Das wird schwer am Anfang. Ich werds schaffen. Keine Männer, die mich bestimmen wollen, kein Getue mehr, wenn sie wieder keine Zeit haben. Niemand, der Fragen bloß stellt, weil er misstrauisch ist oder berechnend. Erst war ich in Trudering, dann in Ramersdorf, jetzt in Untergiesing, das reicht für diese Stadt.«

Fischer sagte: »Nehmen Sie das Grab Ihrer Tochter mit?«

Als hätte ihr jemand ins Gesicht geschlagen, zuckte ihr Kopf zur Seite. Sie riss den Mund auf und brachte sekundenlang keinen Ton heraus. Dann stieß sie wütend zwei Worte aus.

»Sie Lump!«

Den Ausdruck hatte Fischer lange nicht mehr gehört. Beinahe wäre ihm ein Lächeln entglitten. »Ich bin noch nie einer Mutter begegnet«, sagte er, »die eine Grabstätte für ihr vermisstes Kind kauft, ohne dass dessen Leiche gefunden wurde.«

»Dann bin ich die erste.«

»Sie sind die erste.«

Sie keuchte und hatte den Mund immer noch halb geöffnet.

»Was geschieht mit dem Grab, wenn Sie aus München wegziehen?«

Nach einer Weile stand sie wie benommen auf und blickte zu Boden. Dann streckte sie die Finger beider Hände aus und atmete wieder ruhig. Ihre Stimme verriet nicht den leisesten Vorwurf oder Zorn. »Das Grab bleibt. Zehn Jahre. Danach werd ich den Vertrag verlängern. Scarlett ist in München geboren, und hier soll sie auch ihre letzte Ruhe finden. Ihr Grab ist in der Nähe des schönen Weihers. Da steht ein kleines Holzkreuz, und ich hab einen Rosenstrauch gepflanzt, der blüht jedes Jahr. Ich denk an meine tote Tochter, jeden Tag in meinem Leben.« Sie fröstelte. »Jetzt muss ich mich um die kümmern, die noch leben, auch wenn sie krank sind.«

»Der Zeuge, der Ihre Tochter gesehen haben will, behauptet, das Mädchen habe eine Narbe auf der linken Wange gehabt und eine Kette mit schwarzen Steinen getragen, wie Ihre Scarlett.«

Während sie die Zigarettenschachtel und das Feuerzeug vom Tisch nahm und in einer ungelenken Bewegung in die Kitteltasche steckte, legte Michaela Peters den Kopf schief, als horche sie Fischers Worten nach.

Sie sah zum Fenster, zögerte, schloss es und drehte sich um. »So genau hat der Zeuge hingeschaut?«

»Ja.«

»Wieso verraten Sie mir den Namen nicht?«

»Scarlett hatte eine Narbe auf der Wange, und ein Freund hat ihr eine Kette mit schwarzen Steinen geschenkt.«

»Kann schon sein.«

»Wissen Sie noch, wie sie sich im Gesicht verletzt hat?«

»Beim Spielen.« Zum ersten Mal zwang sich Michaela Peters dazu, Fischer fest in die Augen zu sehen. Es fiel ihr schwer. Ihre dunkelblauen schmalen Augen waren starr und groß. Jedes Mal nach dem Sprechen ließ sie vor Anspannung den Mund ein Stück offen.

»Sie ist vom Rad gestürzt«, sagte Fischer.

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Oder beim Fußballspielen.«

Dem Kommissar kam es vor, als würde sie die Luft anhalten.

»Haben Sie Ihre Tochter geschlagen, Frau Peters?«

Sie gab keine Antwort.

»Sie haben Ihre Tochter geschlagen und verletzt.« Fischer machte zwei Schritte auf sie

zu. Sie ruckte mit dem Kopf.

»Stehen bleiben!« Sie winkelte den rechten Arm an, presste ihn gegen den Körper und ballte die Faust, als richte sie eine Waffe auf Fischer. »Der Herr Rost hat mich gewarnt, dass Sie ein unangenehmer Mensch sind. Wenn Sie noch näher kommen, schlag ich zu.«

»Geben Sie mir noch zwei Antworten, Frau Peters. Möchten Sie, dass die Polizei die Suche nach der Schülerin aufnimmt, die der Zeuge am Marienplatz gesehen haben will? Und: Begleiten Sie mich zum Grab, das Sie für Ihre Tochter angelegt haben?«

»Das werd ich niemals tun«, sagte sie. Mit einer Kopfbewegung scheuchte sie Fischer aus dem Weg und huschte an ihm vorbei.

Wie vorhin am Fenster zögerte sie, bevor sie die Hand nach dem Türgriff ausstreckte. Offensichtlich wollte sie noch etwas sagen und drehte ein wenig den Kopf. Dann öffnete sie ohne ein weiteres Wort die Tür und trat auf den Flur hinaus.

Eine Zeit lang stand Fischer da, die Hände in den Manteltaschen, und roch kalten Zigarettenrauch und süßliches Parfüm. Er hörte die Geräusche des Krankenhauses und versuchte den Sätzen von Michaela Peters ein Empfinden abzugewinnen. Je länger er nachdachte, desto weniger empfand er. Ebenso gut hätte er in Schnee graben können, wie ein Lawinenhund auf der Suche nach einem Verschütteten, der nicht existierte.

Der Verschüttete war er doch selber.

Der Junge, stellte er sich vor, während er weiter in der offenen Tür stand, ging in der Mitte der Straße und neben ihm ein Mädchen, das ein Jahr jünger war als er, seine Schulwegbegleiterin, seine Freundin, die er vor seinen Freunden aber nicht so nannte, damit sie ihn nicht aufzogen. Marcel wollte nur in ihrer Nähe sein, weil die Nähe der anderen ihm fremd blieb und er sich vorkam wie einer, der von ihnen nicht gemeint war, von ihren Worten, Gesten, Blicken.

Niemand durfte wissen, dass Fischer jetzt hier war und an solche Dinge dachte. Was er tat, war unterirdisch. Keiner seiner Kollegen würde Verständnis für sein Verhalten aufbringen, nicht einmal angesichts seiner persönlichen Not. Obwohl er an den direkten Ermittlungen im Fall der Taxitäter nicht teilnahm, hätte er längst im Dezernat sein müssen. Stattdessen führte er juristisch haltlose Befragungen durch. Stattdessen tauchte er in Vorstellungen ab.

Er sah, wie Marcel ungeduldig jeden Morgen in der Lukasstraße wartet, wie er neben Scarlett hergeht und wenig spricht, denn das Sprechen ist nicht seine Stärke. Das mag sie an ihm: dass er still sein kann und sie nicht ausfragt. Wenn die Worte ihrer Mutter wieder in ihr schlagen wie schreckliche Glocken, wenn die Stimme des Freundes ihrer Mutter in ihrem Kopf widerhallt wie ein böses Echo, wenn sie am liebsten auf der Straße weinen und schreien würde, wenn sie vor Traurigkeit stolpert und den ganzen Weg bis zur Schule schneift und ihre Schulter schief hält.

Und als Scarlett plötzlich verschwunden ist, sucht Marcel bloß nach außen hin nach ihr. In Wahrheit geht er weiter neben ihr her, legt den Arm um ihre Schulter, wenn sie sich an einer verschwiegenen Straßenecke an ihn lehnt, einfach so. In seinem Zimmer erzählt er ihr von seinen Plänen als Filmemacher. Sie hört ihm zu, wie immer, sie ist da, wie immer, er hört ihre leise Stimme, die sagt: Du musst mir versprechen, dass du immer auf mich wartest, auf dem Schulweg und im richtigen Leben. Und er verspricht es ihr, und ihre Stimme sagt: Ich warte auch auf dich.

So vergingen die Jahre.

Fischer war überzeugt, dass Marcel nie ein anderes Mädchen zur Schule begleitet hatte, auch als er schon lang nicht mehr auf die nahe Grundschule, sondern in die Realschule ging, zu der er zwei Stationen mit der U-Bahn fahren musste. Für Marcel wohnte Scarlett noch immer in der Lukasstraße, zwei Häuser weiter, und er wartete auf sie, und sie wartete auf ihn, wenn er sich ausnahmsweise verspätete.

Und dann, am 2. Februar, Faschingssamstag mitten in der Stadt, endete sein Warten. Vollkommen überraschend. Und irgendwie auch logisch. Denn es musste so kommen. Eines Tages, das wusste Marcel seit jenem 8. April, würde Scarlett aus der verkehrten Wirklichkeit in die richtige zurückkehren, und er würde sie sofort erkennen. Sie würde seine Kette tragen und ihm winken. Und genau das hatte sie getan: Sie trug seine Kette und winkte ihm, wenn auch nicht mit der Hand, sondern mit den Augen. Und wäre er nicht zu feige gewesen, den Polizisten einfach stehen zu lassen, dann wäre er zu ihr gelaufen und hätte ihr den Arm um die Schulter gelegt, und Scarlett hätte sich an ihn geschmiegt, wie damals.

Weil alles anders kam, schrieb er einen Brief.

Fischer dachte: Er hat sich verschaut, wie Verliebte sich ineinander verschauen und vor Übermut ihr Schauen tauschen möchten. Eine Narbe und eine Kette sind kein Beweis. Nicht einmal das Winken von Augen.

Das Urteil gegen Jockel Krumbholz war rechtskräftig, es würde keine neuen Ermittlungen geben. Scarlett Peters war einem Verbrechen zum Opfer gefallen, ihr Mörder büßte in der Psychiatrie seine Strafe ab. Solange die Leiche nicht gefunden wurde, blieb jeder Versuch, ein Wiederaufnahmeverfahren anzustrengen, aussichtslos.

Trotzdem lösten die Aussagen von Michaela Peters und Hanno Rost bei Fischer ein solches Unbehagen aus, dass sein Magen zu schmerzen anfang. Beinahe hätte er einen der vorüberhastenden Ärzte angesprochen.

Als er endlich aus der Tür trat, roch er das Parfüm einer Frau, und er brauchte eine Weile, bis ihm klar wurde, wer vor ihm stand. Er hatte sie nicht kommen hören. Verwirrt kniff er die Augen zusammen und ballte die Fäuste in den Taschen.

»Ich hab dich gesucht«, sagte Oberkommissarin Liz Sinkel.

Fischer nickte, als hätte er damit gerechnet.

»Ich hab im Krankenhaus angerufen, weil ich schon vermutet hab, dass du hier bist.«